Heft 1

Leben vor dem See – Geschichten aus Geierswalde

GEIERSWALDE AN EINEN TISCH

Lasst uns unsere Geschichten erzählen

Dank
allen Mitstreitern

Zum Geschichtenerzählen gehört Vertrauen. Wir danken allen Erzählern für ihren Mut zum Erzählen und für ihr Vertrauen in uns – die Fremden von Rohnstock Biografien aus Berlin und Thüringen. Unser Dank gilt insbesondere dem Ortsvorsteher Roland Sängerlaub für sein Engagement und seine konstruktive Unterstützung.
Wir danken dem IBA-Studierhaus e.V., Prof. Rolf Kuhn und Katja Wolf für die konstruktive Zusammenarbeit sowie unseren Projektmanagerinnen: Marion Piek für das großartige Engagement bei der Organisation der Erzählsalons und beim Gewinnen der Erzähler sowie Antje Käske dafür, dass sie in unserem Berliner Büro die Fäden der Geschichten zusammenhielt.
Unser Dank gilt auch Staatssekretärin Iris Gleicke, Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, und dem Bundesministerium für Wirtschaft, ohne deren finanzielle Förderung das Projekt nicht umgesetzt werden könnte.

LAUSITZ AN EINEN TISCH

Impressum:

© Rohnstock Biografien, Berlin 2015

Herausgeber und Redaktion:
Rohnstock Biografien

Konzeptentwicklung:
Katrin Rohnstock

Fotos: Antje Käske, Marion Piek,
Benjamin Pritzkuleit (Foto Prof. Kuhn)

Umschlagfoto vorn:
Förderverein Wasserwelt
Geierswalde e.V.

Umschlagfoto hinten:
Antje Käske

Layout und Satz sowie Titelgestaltung:
Jan Schimmagk

Druck: Druckerei Bunter Hund, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Das Projekt »Die Lausitz an einen Tisch« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.

Die aufgeschriebenen Geschichten

Gerhard Nickus »Die Hilfsbereitschaft im Dorf war groß!« 4

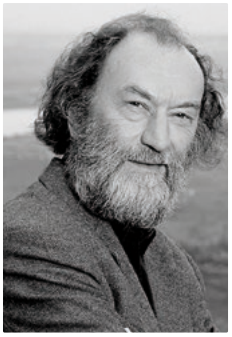
Manfred Liehn
»Landwirtschaft – Bergbau –Tourismus: Der Dreiklang von Geierswalde« ... 6

Ingrid Radochla »Leben mit der Grube« 8

Roland Sängerlaub
»Entweder ihr wohnt auf eurer Scholle oder ihr lebt im Dorf« 10

1. Erzählsalon im Bürgerhaus: Bei sommerlichen Temperaturen erzählen die Geierswalder zum Thema »Wie ich nach Geierswalde kam«.

Nach der IBA
nun die Menschen…



Der IBA-Studierhaus e.V. ist gern Partner von Rohnstock Biografien geworden, um in fünf Lausitzer Orten die Erfahrungen und Potenziale der Menschen aufzugreifen und eine neue Aufbruchstimmung zu initiieren. Eine Grundidee der IBA bestand darin, ortsbezogene Geschichte nicht auszulöschen, sondern sie durch ihre attraktivsten Zeugnisse in Erinnerung zu behalten, gleichzeitig aber auch innovatives, also einmaliges Neues, das unsere Zeit repräsentiert, hinzuzufügen. Es sollte auch in Zukunft möglich sein, die Besonderheit eines Ortes und einer Region an den Bauten und Einrichtungen aus den Zeiten ihrer Entwicklungsschübe abzulesen und somit Geschichte und Geschichten lebendig zu halten.

Für die Erzählsalons schlugen wir insbesondere solche Projektstandorte der IBA Fürst-Pückler-Land 2000-2010 vor, die gegenwärtig einer weiteren Unterstützung, einer besseren Einbindung oder erneuter Initiativen und Ideen vor Ort bedürfen. Dazu gehört Geierswalde.

Das Dorf Geierswalde, das mit der Stilllegung von Kohleabbau und Kohleveredlung zunächst einen großen Einbruch erlebte, bekam mit der Herstellung und Nutzbarkeit des Geierswalder Sees eine große Chance für seinen Aufschwung. Hier zeigt sich jedoch als Problem, dass die Neuformierung des Standortes noch zu wenig die Spezifik des Ortes mit der Spezifik neuer Bauten und neuer touristischer Entwicklungen verbindet.

Dazu, was Geierswalde für sie ist, sprechen die Menschen vor Ort in den Erzählsalons aus der eigenen Betroffenheit heraus. Das führt zu einem gemeinschaftsbildenden Prozess, der etwas mit ihnen selbst und mit der Gruppe macht – im besten Fall stiftet es Hoffnung und beflügelt für Neues, was wiederum in Form von Aktivitäten dem Standort zu Gute kommt.

Das IBA-Studierhaus in Großräschen wird dabei als Vermittler und Wachhalter der IBA-Ideen zum Ausgangs- und Knotenpunkt neuer Initiativen und somit selbst zu einem Erzählsalon auf Zeit.

Professor Rolf Kuhn,
IBA-Studierhaus e.V.,
Großräschen 2015

… mit ihren Geschichten
an einen Tisch

Der hier veröffentlichte Erinnerungsschatz der Geierswalder wurde in drei Erzählsalons gesammelt. Der erste Erzählsalon fand am 12. August 2015 bei großer Hitze im Bürgerhaus statt. Das Thema lautete: »Wie ich nach Geierswalde kam«. Acht Gäste erzählten zwei Stunden lang so aufrichtig und frei, wie es nur selten im öffentlichen Raum gelingt. Dafür braucht es den geschützten Rahmen des Erzählsalons. Beim zweiten Erzählsalon am 29. September 2015 und beim dritten Erzählsalon am 28. Oktober 2015 waren die Geierswalder eingeladen, zusammenzutragen, wie sie den Tagebau erlebt hatten.

Damit ein Mensch seine Geschichte erzählt, braucht er Gewissheit, dass seine Erfahrung respektiert wird, dass er nicht unterbrochen wird und seine Sicht entfalten kann. Darauf kann er im Erzählsalon vertrauen. Denn jeder hat seine Geschichte. Nur bei Fakten gibt es »wahr« oder »falsch« – ansonsten gilt allein die Erinnerung. Die mag verzerrt sein, wie Christa Wolf in *Nachdenken über Christa T.* schreibt: »Die Farbe der Erinnerung trügt.« Doch es gibt keine Wahrheit als die, die wir im Kopfe tragen, lehrt uns Bertha Suttner.

Alle Teilnehmer eines Erzählsalons sind gleichberechtigt. Jeder darf erzählen, jedem wird zugehört. Redezeit ist auch Macht. Doch was nützt es zu reden, wenn keiner zuhört? Für eine lebendige Gemeinschaft, für eine lebendige Zivilgesellschaft braucht es die Balance zwischen Gehörtwerden und Zuhören. Der Erzählsalon ist eine Chance zum Zuhören für die, die sonst reden und eine Chance zu reden für die, die sonst keiner hört. Sie waren überrascht: »Was? Meine Geschichte? Wen interessiert die denn?« und gerührt, weil das von uns Aufgeschriebene ihre Geschichte ist.Alle hier veröffentlichten Geschichten wurden von den Erzählern autorisiert.

Die vorliegende Broschüre ist das erste Ergebnis des Projekts »Die Lausitz an einen Tisch«, in dem Rohnstock Biografien an sechs Orten der Lausitz zum Erzählen einlädt. Die hier ausgewählten Geschichten erheben keinen Anspruch auf Repräsentativität, sondern wollen anregen, weitere Geschichten zu erzählen.

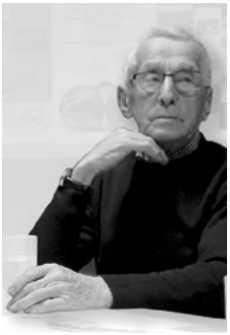
Im Projektverlauf entstehen drei Broschüren: Die vorliegende widmet sich der Vergangenheit, die zweite der Gegenwart und die dritte der Zukunft. Auf *www.lausitz-an-einen-tisch.de* veröffentlichen wir weitere Erzählungen sowie die Erzählsalontermine, zu denen Sie herzlich eingeladen sind.

Nun erst einmal viel Spaß beim Lesen.

Katrin Rohnstock,
Projekleiterin und Inhaberin von
Rohnstock Biografien,
Berlin, 2015

Gerhard Nickus

»Die Hilfsbereitschaft im Dorf war groß!«



Bei den meisten Bauern in unserer Gegend reichten die landwirtschaftlichen Erträge kaum zum Leben. Die Böden waren nicht gut. Für sie kam der Bergbau gerade recht – das war ein sicherer und verhältnismäßig guter Verdienst.

Die Bergbaugesellschaft ILSE AG hatte die landwirtschaftlichen Flächen um Geierswalde, unter denen Kohle vorkam, bereits 1913 erworben. Doch die Bauern durften sie so lange weiter bewirtschaften, bis die Kohle angeschnitten wurde. Das war 1952.

Bei meinen Eltern war es so: Sie hatten einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Vater begann 1935 im Bergbau in der Brikett-Fabrik in Laubusch. Es musste schließlich jeder zusehen, wie er Geld verdient – und dort verdiente man gut. Meinem Vater fiel die Umstellung von Landwirtschaft auf Kohle nicht schwer. In den Dreißigerjahren war die Weltwirtschaftskrise in allen Lebensbereichen spürbar, dadurch war die Anpassungsbereitschaft groß.

Ich bin 1931 geboren. Als Kind fuhr ich mit dem Fahrrad zur Arbeit meines Vaters. Es gab noch keine Werksküche und darum brachte ich ihm sonntags sein Mittagsbrot. Daran erinnere ich mich gut. Die Arbeitsbedingungen waren primitiv. Erst ab den Sechzigerjahre gab es eine Kantine.

Mein Vater arbeitete im Schichtbetrieb. Wenn er aller drei Wochen seine Nachtschicht antrat, musste er zuerst die Karbidlampe in Ordnung bringen, damit er Licht hatte.

Durch den Bergbau sank das Grundwasser ab. In den Dörfern versiegten die Brunnen. 1937 baute man ein Wasserwerk, damit war die Wasserversorgung der Leute gesichert. Die Bewohner erhielten das Wasser bis in die Fünfzigerjahre hinein zu einem verbilligten Preis – als Entschädigung für den Grundwasserentzug.

Durch den Tagebau wurde die Straßenverbindung von Geierswalde nach Laubusch weggebaggert. Ansonsten veränderte sich während des Krieges hier wenig. Die meisten Männer waren im Krieg. Deshalb fehlte es an Arbeitskräften. Mein Vater war bis zum letzten Kriegsjahr »u.k.«– unabkömmlich gestellt – und arbeitete zwölf Stunden pro Tag, um die ganze Arbeit zu schaffen. Das war eine riesige Belastung. Wenigstens verdiente er auch mehr und wir konnten bescheidene Anschaffungen machen. In die Stube kamen ein Kleiderschrank, ein Sofa und eine Vitrine.

Meine Schule lag direkt nebenan. Es gab nur noch zwei Lehrer – ein Fräulein und einen Mann. Alle anderen waren eingezogen worden. Von der vierten bis zur achten Klasse wurden die etwa zwanzig Schüler zusammengelegt. Wir aus der Achten halfen in der Unterstufe aus, als Ordnungspolizei. Wir passten auf, dass keine Dummheiten passieren. Viel geschah nicht. Es herrschten harte Sitten. Wenn etwas nicht klappte,

griff der Lehrer zum Rohrstock. Als ich erfuhr, es wird ein Diktat geschrieben, schrieb ich auf mein Lineal die komplizierten Fremdwörter. Der Teufel wollt's, dass ich es im Klassenraum vergaß. Die nach mir rausgingen, fanden es: »Herr Lehrer, wir haben ein Lineal gefunden!« Vor allen bekam ich Hiebe.
Der Lehrer war ein überzeugter Nazi. Das ließ er uns spüren: Die Kinder von Nazi-Eltern wurden bevorzugt. Mein Vater war politisch unauffällig. 1944 wurde er zum Volkssturm eingezogen. Kurz nach Kriegsende kehrte er aus der russischen Gefangenschaft zurück. Nachdem ich 1945 die achte Klasse beendet hatte, verließ ich die Schule und half in der Landwirtschaft meiner Großeltern und Tante. Zuhause hielten wir Kühe, Schweine und Kleinvieh. Meine Mutter arbeitete auch mit. Geschwister hatte ich keine. Überall war Not am Mann. Ob ich Geld bekam? Was bezahlt man schon unter Verwandten… das waren andere Zeiten. Heute hält jeder erst die Hand auf und dann hilft er. Damals war es umgekehrt. Es musste weitergehen.
Sechs Jahre arbeitete ich in der Landwirtschaft. 1951 begann ich meine Facharbeiterausbildung in der Werkstatt »John Schehr«. Jeden Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad nach Laubusch. Die Fabrik war nach Kriegsende demontiert worden. Nach und nach trug man von überall her Pressen und Geräte zusammen und besserte sie aus.
In den Werkstätten der Fabrik arbeiteten zweitausend Leute. Nach Feierabend gab es Schulungen zum Tagebau und zu den Geräten.
Ich qualifizierte mich zu jeder höheren Lohngruppe und blieb bis zu meiner Rente 1991. Nebenbei arbeitete ich ab den Sechzigerjahren ehrenamtlich als Gemeinderat in Geierswalde. Es wurden Leute gebraucht, deshalb fragte mich der Bürgermeister: »Willst du das nicht machen?« Es musste weitergehen im Dorf, es musste sich jemand kümmern! Also übernahm ich das Amt.
Ende der Fünfzigerjahre gab es große Konflikte, weil einige Bauern nicht in die LPG eintreten wollten. Das Braunkohlenkombinat (BKK) war verantwortlich für die Werbung neuer LPG-Mitglieder. Um alle Bauern für die LPG zu werben, wurden Leute aus dem Kombinat freigestellt. Das ging nach Plan: Heute so viel Prozent, morgen so viel. Um den zu erfüllen, wandten sie manchmal unfaire Methoden an. Zum Beispiel brachten sie es fertig, am Sonntag, während des Gottesdienstes, einen Lautsprecher an den Baum vor der Kirche zu hängen und laut Musik zu spielen. Damals gingen noch viele Leute in die Kirche. Das war eine Provokation. Man wollte die Leute schikanieren, damit Sie in die LPG eintraten. Irgendwann haben die Bauern verstanden, dass die Effektivität der LPGs besser war. Sie sind eingetreten und haben nicht mehr darüber gesprochen.
In den Sechzigerjahren hat jede Gemeinde für sich umgesetzt, was notwendig war. Da brauchte es keinen Aufruf »Unser Dorf soll schöner werden«. War auf dem Dorf

irgendwas zu machen, wurde das erledigt. Ohne großen Aufriss. Es gab viele, die sich organisierten und mit halfen. Die Hilfsbereitschaft war groß! Aber die Vergangenheit habe ich längst abgehakt. Die Jüngeren glauben sowieso nicht, was ich erzähle. Die denken, das war alles so, wie es heute in den Filmen dargestellt wird.

Manfred Liehn

»Landwirtschaft – Bergbau – Tourismus: Der Dreiklang von Geierswalde«

Vor einhundert Jahren lebten die Menschen in Geierswalde von der Landwirtschaft. Handwerker gab es kaum. Das Dorf war im Vergleich zu heute bitterarm und die Bauern führten ein hartes Leben von ihrem kargen Boden. Dass der Bergbau Wohlstand in die Region bringen würde, wussten auch die Bauern. So beschwerten sie sich nicht, als Anfang der Fünfzigerjahre der Bergbau schließlich nach Geierswalde kam und ihr Ackerland den Kohlegruben weichen musste. Diejenigen Bauern, die nicht in der LPG tätig waren, fanden Arbeit in den Tagebaugruben oder den Brikettfabriken und lebten dadurch besser als zuvor. Ganz gaben die meisten von ihnen die Landwirtschaft jedoch nicht auf. Sie bauten weiterhin Obst und Gemüse für den eigenen Bedarf an und hielten Vieh.

Obwohl mein Vater bis zu seiner Rente in der LPG arbeitete und auch ich dort meine Lehre hätte machen können, gab es für mich von Anfang an nur den Tagebau. Mit 15 Jahren begann ich eine Lehre zum Maschinisten für Tagebaugeräte im Nachbarort Laubusch. Ich schloss sie 1968 ab und arbeitete fast vierzig Jahre lang im Bergbau – zuerst im Tagebau Scado, da, wo heute der Partwitzer See liegt, und später in Welzow.

Im Tagebau bediente ich die verschiedenen Hilfsgeräte. Wenige Menschen wissen, dass in einem Tagebau viel mehr Maschinen arbeiten als die monumentalen Schaufelradbagger und Förderbrücken. Es werden unzählige Zusatzgeräte – wie kleinere Bagger, Kräne, Planierraupen und Radlader – gebraucht, um Abraum zu beseitigen oder die Erde zu ebnen, nachdem die Kohle herausgeholt wurde. Ohne diese Geräte läuft kein Tagebau. Eine große Förderbrücke wandert in der Woche um acht Meter voran. Ehe sie Kohle fördert, baggert sie die darüber liegenden Bodenschichten ab. Hinter ihr, da, wo sie den Boden abwirft, entsteht eine Rippe, eine Art Sandhügelkette. Es ärgert mich, dass diese Rippe immer dann gezeigt wird, wenn im Fernsehen oder den Zeitungen über den Tagebau berichtet wird. Um den Protest zu rechtfertigen, wirkt diese Sandwüste wie ein starkes Symbol – ein Symbol dafür, was der Tagebau aus der Landschaft

macht. Sie ist es aber nicht, die nach der Auskohlung übrig bleibt. Schon während die Förderbrücke voran wandert, wird das Gelände von den kleinen Baggern erneut verkippt, es wird geebnet, verdichtet und wieder verkippt. Die wenigen Rippen, die übrig bleiben, liegen nach der Flutung des Tagebaurestlochs unter Wasser und sind nicht mehr zu sehen. Das um den neu entstandenen See liegende Land wird ebenfalls wieder nutzbar gemacht. Es wird mit gutem Mutterboden verfüllt, auf dem die Landwirtschaft oftmals bessere Erträge einfahren kann als auf dem alten Sandboden. Die Landwirte sind froh darüber, solche fruchtbaren Flächen zu besitzen.

1975 war die Grube vor Geierswalde ausgekohlt. Der Tagebau wanderte weiter – und mit ihm die Arbeiter. Entlassen wurde niemand, die Fachkräfte zogen ihrem Arbeitsplatz hinterher. Die neu erschlossenen Vorkommen lagen in Welzow, Nochten und Weißwasser. Ich wurde nach Welzow versetzt – ein Glück, denn so musste ich täglich nur 25 Kilometer pendeln. Busse brachten uns Bergleute zu den Gruben. Um sechs begann die Schicht. Für diejenigen, die weiter weg wohnten, bedeutete das, um halb vier aufzustehen, denn schon um vier fuhr der Bus.

Als ich mit sechzig in Rente ging, setzte ich endlich einen Plan um, den ich mir schon 1975 gemacht hatte, als die Flutung des Tagebaus Scado begann. Für mich war klar: Die Zukunft des Ortes liegt im Tourismus. Seit wir 1995 unsere letzte Kuh abgeschafft hatten, weil meine Eltern inzwischen zu alt waren, um den Hof zu bewirtschaften, stand der Stall leer. Ich wollte ihn zu einer Ferienwohnung umbauen, und zwar zu einer Ferienwohnung, die für Menschen geeignet wäre, die im Rollstuhl sitzen oder anderweitig gehandicapt sind. Die Idee dazu kam mir in unserem Garten. Wenn ich dort saß, sah ich immer öfter Menschen auf dem Radweg vorbeifahren – im Rollstuhl. Sie können sich durch dieses Hilfsmittel selbst bewegen, sind fit und erkunden so die Gegend rund um den See. Was jedoch zumeist fehlt, sind behindertengerechte Ferienwohnungen, in denen sie barrierefrei unterkommen können.

Was noch 1975 eine bloße Idee gewesen war, nahm 2011 endlich Gestalt an. Wir bauten den Kuhstall um und begrüßten 2012 unseren ersten Gast. Ein Mädchen aus Frankreich, das Deutsch studierte und ein Praktikum in Hoyerswerda machte. Sie litt an einer Muskelkrankheit. Im Alter von 23 Jahren wog sie gerade einmal 35 Kilo. Mit ihren Fingern konnte sie die Tastatur am Rollstuhl bedienen; selbst ein Glas zu halten, war für sie äußerst schwer. Der Tourismusverband hatte uns die junge Frau vermittelt, denn in Hoyerswerda fand sie keine Unterkunft, die ihren Bedürfnissen entsprach. Betreut wurde sie von einer Pflegerin, die ebenfalls aus Frankreich stammte und mit der Betreuung einen anstrengenden 24-Stunden-Job verrichtete. Nach vier Wochen kam eine neue, wurde in ihre Aufgaben eingewiesen und übernahm die Pflege. Regelrecht ausgemergelt war die erste, als sie uns verließ. Aber sie alle, sowohl unsere Studentin als auch ihre Pflegerinnen, fühlten sich bei uns wohl. Wir freuten uns darüber, dass es ihnen so gut gefiel. Drei Monate dauerte das Praktikum unseres französischen Gastes. Ihre Aufgabe bestand darin, Akten und Schriftstücke des Kriegsgefangenenlagers »Elsterhorst«, das sich während des Zweiten Weltkriegs in der Nähe von Hoyerswerda befunden hatte, zu übersetzen. Danach reiste sie ab. Ein paar Wochen später erhielten wir ein großes Paket aus Frankreich. Als Dankeschön schickte sie uns Wein aus ihrer Heimat.

Ingrid Radochla

»Leben mit der Grube«

Streng genommen bin ich eine Zugezogene. Anfang 1945 floh meine Familie aus Florsdorf, im damaligen Landkreis Görlitz. Heute heißt der Ort Zarska Wjes und liegt in Polen. Noch kurz vor Beginn unserer Flucht wurde ich, unter Kanonendonner, am 11. Februar getauft. Mein Vater konnte nicht an der Taufe teilnehmen, da er seit meiner Geburt keinen Fronturlaub mehr erhalten hatte.

Meine Großeltern und Eltern verloren durch den Zweiten Weltkrieg alles. Wir zogen mit dem Flüchtlingstreck nach Westen und kamen bei Bekannten in Hohenstein-Ernstthal unter. Dort blieben wir, bis uns der Vater meiner Mutter im Sommer 1945 zu sich nach Geierswalde holte. Bei ihm fanden wir in diesen wirren Zeiten ein neues Zuhause. Ich erinnere mich nicht an die Flucht, kenne aber die Erzählungen meiner Großeltern, meiner Mutter und meines vier Jahre älteren Bruders Dieter. Es muss schlimm gewesen sein. Wir marschierten an Dresden vorbei, als es gerade bombardiert wurde. Meine Mutter erzählte, dass sie die Stadt am Horizont tagelang brennen sah.

In Geierswalde wuchsen wir mit den Kohlegruben und Kippen um den Ort herum auf und gewöhnten uns an die ständige Veränderung der Umgebung. Aus der Richtung Laubusch kommend wanderte die Grube »Erika« auf uns zu. Anfang der Fünfzigerjahre bestand die einzige Verbindung zwischen Geierswalde und Laubusch aus einem einfachen, geschlämmten Weg neben den Gleisen der Grubenbahn – eine regelrechte Wüstenstraße. Mir kam es so vor, als läge Laubusch im Ausland, so weit weg war es und durch die Einöde von uns getrennt. Im Mai 1951 fuhren wir mit Fahrrädern zur Hochzeit meines Onkels Max. Ich freute mich ganz besonders auf das Ereignis, denn ich sollte in einem schönen langen Kleid die Blumen streuen. Leider war mein Blumenstreukleid in Geierswalde vergessen worden, was mich sehr traurig machte. Mein Onkel Hans fluchte zwar, als er die Strecke auf dem Sandweg nochmals zurücklegte, aber er holte das vergessene Kleid, um mir eine große Freude zu bereiten. Ich war glücklich und dankbar, denn in diesem Kleid fand ich mich besonders schön.

1953 begann nordwestlich von Geierswalde der Aufschluss des Tagebaus Koschen. Dazu wurden die riesigen Bagger und Förderbrücken dorthin umgesetzt. Ein beeindruckendes Spektakel, das ich mir als Kind nicht entgehen ließ. Langsam wanderte die Grube auf unseren Nachbarort Scado zu. Zwischen Scado und Geierswalde existierte seit jeher eine enge Verbindung. Die Kinder aus Scado gingen mit uns in die Schule in Geierswalde, ihre Toten begruben die Scadoer auf dem Geierswalder Friedhof. Nun erzählten

wir in der Grundschule: »Scado ist bald weg. Bald frisst der Bagger das Dorf.«
Erst 1964 wurde der Ort endgültig geräumt. Bis dahin konnten wir uns alle darauf einstellen, dass Scado verschwindet. Nach und nach verließen die Bewohner ihre Höfe und Häuser. Nur eine einsame Seele wollte nicht weichen. Zuletzt lebte dieser Mann für einige Monate in seinem Haus ohne Strom und Wasser. Schließlich eskortierte ihn die Polizei von seinem Grundstück. Anschließend wurde das Haus gesprengt.
Bevor Scado endgültig verschwand, holten sich die Dorfbewohner aus den alten Häusern Baumaterialien. Meine Eltern bauten ihr Haus in den Sechzigerjahren zum Teil aus »Scadoer« Steinen. Man könnte sagen, die Orte sind somit auf ganz besondere Art und Weise miteinander vereint. Einige ehemalige Scadoer leben heute hier im Ort als unsere Nachbarn und auch das Scadoer Kriegerdenkmal erinnert in Geierswalde an die Gefallenen und damit an die Schrecken des Krieges.
Heute wehren sich viele Menschen gegen die Abbaggerung der Lausitzer Dörfer. Auf elektrischen Strom will jedoch keiner verzichten! Aber denen, die wegen der Braunkohleförderung umgesiedelt werden, geht es gut. Sie können all ihr Hab und Gut an ihren neuen Wohnort mitnehmen, sie werden finanziell entschädigt und bekommen neue Häuser gebaut. Wenn ich ihre Situation mit der Flucht meiner Familie vergleiche, fällt es mir schwer, ihre Beschwerden nachzuvollziehen: Meine Großeltern hatten 1910 geheiratet, sich ein Haus – eine Bäckerei – in Florsdorf gekauft und sich ihre Existenz aufgebaut. Später wurde die Backstube vergrößert, das Haus umgebaut und erweitert. Erst 1936 schlossen sie die Bauarbeiten ab. Nicht einmal zehn Jahre später musste meine Familie ihre Heimat verlassen. Es ist immer schlimm, wenn jemand Haus und Heim verliert! Aber anders als die Flüchtlinge können sich die Tagebau-Umsiedler langfristig vorbereiten. Sie können sogar noch Fotos von ihrem Haus machen und sich auf den Verlust einstellen. Meine Familie durfte das nicht. Sie gingen – lediglich mit ein paar Taschen – von heute auf morgen in eine ungewisse Zukunft.
Ich selbst lebte ab 1963 in Sielow bei Cottbus und arbeitete als Lehrerin. Aus Geierswalde kannte ich seit frühester Kindheit eine zentrale Wasserversorgung. Durch den Tagebau fiel der Grundwasserspiegel so tief, dass kein Brunnenschacht ihn je erreicht hätte. Deshalb versorgten Wasserleitungen die Häuser. Als ich das Zimmer meiner Wirtin in Sielow betrat, fiel mir sofort auf, dass auf dem Schränkchen zwei Eimer und auf der Kommode eine Waschschüssel standen. Einen Wasserhahn fand ich nicht. Vielmehr besaß jedes Haus im alten Sielower Dorfkern seinen eigenen Brunnen. Manche hatten sich eine Leitung in ihre Küche gelegt, um nicht die schweren Eimer schleppen zu müssen. Auf fließendes Wasser zu verzichten, stellte für mich eine große Herausforderung dar.
Im Jahr 1965 heiratete ich meinen Mann Karl-Heinz und zog vor der Geburt unseres ersten Kindes wieder nach Geierswalde. Meine Schwiegereltern lebten in Dörrwalde bei Großräschen und wir besuchten sie oft mit den Kindern. Da die Grube Koschen inzwischen immer weiter wuchs, verlängerten sich die Fahrwege von Jahr zu Jahr. Fuhr ich noch Anfang der Sechzigerjahre nur zwölf Kilometer bis Dörrwalde, waren es in den Siebzigern schon zwanzig. Straßen wurden noch häufiger umgesetzt als Dörfer und von der Grube verschluckt. Die quietschenden Bag-

ger gruben sich näher an den Ort heran. Staub lag in der Luft und machte das Wäschewaschen zum Glücksspiel. Wenn ich die Windeln meiner Kinder wusch, lernte ich, auf die Windrichtung zu achten, ehe ich sie auf die Leine hängte.
Schließlich war 1972 auch der Tagebau Koschen ausgekohlt. Ab 1973 wurde das Restloch mit dem Wasser der Schwarzen Elster geflutet. Die Behörden erklärten unseren See zum Sperrgebiet, weil niemand wusste, ob es nicht zu Veränderungen im gekippten Erdreich und zu gefährlichen Rutschungen kommen könnte. Zudem stank das Wasser in der ersten Zeit und die Badehosen und Badeanzüge färbten sich braun. Trotzdem gingen viele Einwohner schon baden. Als Lehrerin musste ich Vorbild für die Kinder sein. Deshalb fuhr meine Familie zum Schwimmen an den Senftenberger See.
Bis zur Jahrtausendwende dauerte es, ehe wir den Geierswalder See offiziell nutzen durften. Heute ist das Wasser nicht mehr braun. Im Gegenteil. Es hat eine sehr gute Badewasserqualität. Seither gehe ich hier regelmäßig schwimmen. Direkt vor unserer Haustür liegt nun ein attraktiver Badesee und wir wohnen in Geierswalde in einem Ort, in dem andere Leute gern Urlaub machen.

Roland Sängerlaub

»Entweder ihr wohnt auf eurer Scholle, oder ihr lebt im Dorf«

In den Achtzigerjahren wohnte und arbeitete ich mit meiner Frau Belinda in Hoyerswerda. Noch heute sind wir hauptberuflich in der Kinder- und Jugend- sowie Familienhilfe tätig. Eine Dienstreise nach Senftenberg führte mich erstmals durch Geierswalde. Ich fuhr durch den Ort und fühlte mich irgendwie wohl. Wie ich später herausfand, wurde Geierswalde 1401 – genau im selben Jahr wie der Ort, in dem ich Kind war – zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Vielleicht spürte ich daher eine gewisse Verbundenheit. Das kleine Dorf mit seinen Vierseithöfen und der alten Kirche blieb mir jedenfalls in Erinnerung.
Mit dem Bauboom in den Neunzigern kam in mir der Wunsch auf, wieder aufs Land zu ziehen. Als ich meiner Frau davon erzählte, zeigte sie mir ganz geradeheraus einen Vogel. Im Grunde genommen hatte sie recht. Wir waren jung, hatten zwei Kinder, fingen beruflich gerade erst an uns zu profilieren und verdienten nicht viel Geld. Es war die Zeit der Wende – die DDR existierte nicht mehr. Eine Umschulung zum BRD-Bürger gab es nicht. Mit den Umbrüchen und daraus resultierenden Problemen blieben wir auf uns allein gestellt. Aber wir hatten Ideen und wollten die neue Freiheit als Chance nutzen.
Da ich Geierswalde nie ganz aus den

Augen verloren hatte, wusste ich, dass es dort Baugrundstücke gab. Ich zögerte nicht, direkt bei der Gemeindeverwaltung anzurufen, und fragte: »Wie sieht's denn aus? Ich habe von den Baugrundstücken gehört. Wie komme ich da ran?« »Schicken Sie uns einfach ein formloses Schreiben«, lautete die Antwort.

Das Interesse an den Grundstücken war groß. Vierzehn Flächen standen zur Verfügung. Mit unserer Bewerbernummer 61/95 standen wir sehr weit unten auf der Liste. Dennoch wollten wir es probieren, und zwar hier und nirgendwo anders. Anfang 1996 wurden wir von der Ortsteilverwaltung schriftlich benachrichtigt und fuhren nach Geierswalde. Wir ließen uns von Karl-Heinz Radochla die freien Flächen zeigen. Radochla war zu diesem Zeitpunkt Ortsvorsteher. Später, als ich mich selbst im Ort engagierte, sollte ich seine Hartnäckigkeit kennenlernen. Vor allem wenn es darum ging, seine Ideen in der Gemeinderatssitzung durchzusetzen, war er nicht zu bremsen. Er ist der Typ, den man vorn rausschmeißt und der zur Hintertür wieder reinkommt. Nach dem Motto »Ich hab meine Mütze vergessen…«, legt er wieder los.

Bei unserer gemeinsamen Grundstücksbesichtigung erklärte er, viele der Bewerber, die vor uns auf der Liste gestanden hatten, wären abgesprungen. Auch in den umliegenden Dörfern standen Grundstücke zum Verkauf – das Angebot war riesig. So hatten wir die freie Wahl und konnten uns den schönsten Platz aussuchen. Nebenbei erzählte Radochla von seiner Vision für das Dorf: Geierswalde sollte touristisch erschlossen werden. Am Koschendamm war eine Hotelanlage geplant; das nach dem Bergbau entstehende Seenland sollte wassersportlich genutzt werden.

Im April 1998 begannen wir mit dem Bau unseres Hauses. Sechs Monate später zogen wir ein. Nach und nach lernten wir das Dorf kennen und lieben. Ein guter Rat von Karl-Heinz Radochla blieb mir dabei im Hinterkopf: »In Geierswalde habt ihr zwei Möglichkeiten: Entweder ihr wohnt auf eurer Scholle, oder ihr lebt im Dorf.« Wir wollten im Dorf leben und Teil dieser lebendigen Gemeinschaft sein. Über die Vereinsarbeit bekamen wir die Möglichkeit dazu. Als es darum ging, einen Förderverein für die Entwicklung des Tourismus aufzubauen, wurde ich gebeten, beim Erstellen der Satzung zu helfen. Ich überlegte nicht lange. Zur Gründung des Fördervereins Wasserwelt Geierswalde e.V. versammelten sich einhundertvierzig Mitglieder. Wir bezogen Bürgermeister, Landkreis, einen Bundestagsabgeordneten, die Lausitzer und Mitteldeutsche Bergbau-Verwaltungsgesellschaft mbH (LMBV) und viele weitere Institutionen in die Arbeit ein. Sie erwiesen sich als stabile Ansprechpartner und großartige Unterstützer unserer Ideen. Vordenker unserer Arbeit blieb Karl-Heinz Radochla, der sich von Anfang an mit seiner Erfahrung einbrachte.

Zwei Jahre nach der Gründung unseres Vereins bot die LMBV – die für die Sanierung der Tagebaurestlöcher zuständig ist – den Geierswalder See zur touristischen Nutzung für einen befristeten Zeitraum zur Pacht an. Als zweiter Vorsitzender des Fördervereins führte ich die Verhandlungen. Wir schlossen einen Vertrag und luden Anbieter von Wassersport bis hin zur Gastronomie ein, mit uns den Tourismus rund um Geierswalde voranzubringen. Schnell entwickelte sich die Vereinsarbeit für mich zu einem Vollzeitjob, welchen ich neben meinem Beruf als Sozialarbeiter zu bewältigen hatte.

Der Aufwand machte sich bezahlt.

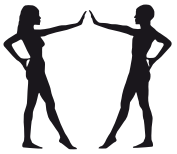
Wir schufen die Rahmenbedingungen für eine dauerhafte Nutzung. Nun ging es darum, das Ganze mit Leben zu füllen. Wir stellten den Anbietern frei, was sie auf ihrem Stück Land machen wollten. Die einzige Bedingung bestand darin, dass sich die Unternehmen an den insgesamt anfallenden Kosten beteiligten. Der eigene Gewinn blieb beim Anbieter. Das Konzept ging auf. Neben wassertouristischen Angeboten bietet der See eine Vielzahl an Unterkünften und gastronomischen Einrichtungen. Er zieht sowohl Touristen als auch Einheimische an.

Ich selbst musste 2006 die Notbremse ziehen. Nach einem Hörsturz begann ich mich neu zu sortieren. Die Organisation der touristischen Nutzung wurde an die Gemeindeverwaltung übergeben, welche nun Vertragspartner ist und die Arbeit auf Basis der alten Verträge fortsetzt.

Drei Jahre später begann ich, mich wieder aktiver in Geierswalde zu engagieren. Einige Dorfbewohner traten an mich heran und meinten: »Es wird ein neuer Ortschaftsrat gebildet. Es wäre gut, wenn du da mitmachst.« Das Anliegen musste ich mit meiner Familie besprechen. Wir wurden uns einig und so beschloss ich, es zu versuchen. Ich warf meinen Namen in die Lostrommel. Aus der Mitte des neu gewählten Ortschaftsrates wurde ich zum Ortsvorsteher gewählt.

Heute sage ich mit Nachdruck: »Damals wohnte ich da oder dort. Hier in Geierswalde lebe ich.« Ich habe es nie bereut, hergekommen zu sein. Ganz im Gegenteil. Mein Sohn sagte einmal zu mir: »Vati, das war die beste Entscheidung, die wir je getroffen haben.« Dem stimme ich voll und ganz zu.

Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen,
wissen wir nicht, wohin wir gehen.



Erzählen Sie uns ihre Geschichte(n).
Wir schreiben sie auf
und machen ein Buch daraus.

IHR LEBEN ALS BUCH

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN
Schönhauser Allee 12 • 10119 Berlin
www.rohnstock-biografien.de
info@rohnstock-biografien.de

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Die Beauftragte der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer